

Afrika – Das letzte Abenteuer

Die Geschichte eines Safariführers

Bearbeitet von
Mark Ross, Gabriele Werbeck, Andrea Stumpf

1. Auflage 2016. Taschenbuch. 368 S. Paperback

ISBN 978 3 596 31134 7

Format (B x L): 12,5 x 19 cm

[Weitere Fachgebiete > Sport, Tourismus, Freizeit > Tourismus & Reise: Allgemeines, Geschichte > Expeditions- & Reiseliteratur](#)

schnell und portofrei erhältlich bei



Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Mark Ross
Afrika – Das letzte Abenteuer
Die Geschichte eines Safariführers

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere
für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung
in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I

DAS LEBEN VOR DEM TOD

25. Februar 1999, fünf Uhr dreißig

Es war ein kühler Morgen. Ich lag auf dem Bauch und lauschte dem heiseren Ruf der Afrikanischen Zwergohreneule. Sie musste irgendwo in der Nähe sein, vermutlich saß sie in der Schirmakazie; in den niederen Büschen würde sie sich nicht sicher genug fühlen. Während ich überlegte, wohin ich meine Safarigruppe an diesem Morgen führen sollte, kroch das erste Tageslicht vom Ngorongoro-Krater her über die Serengeti. Wir kampierten schon seit vier Tagen am Ndutu-See und waren in dieser Zeit mehr als hundert Löwen und fünfzehn Geparden begegnet. Es war der reine Zufall gewesen, der uns zu einem Leopardenweibchen und seinen beiden Jungen geführt hatte. Sie taten sich an einem jungen Gnu gütlich, das sie auf eine niedrige und dicht belaubte Akazie geschleppt hatten. Damit hatten wir unser »Programm« eigentlich erledigt, und heute war einer der seltenen Tage, an denen ich nicht das Gefühl hatte, noch irgendeine Attraktion aus dem Hut zaubern zu müssen. Abgesehen davon, bekämen wir sicher noch genug Interessantes zu sehen, das uns für die viertägige, staubige Fahrt, die uns hierher gebracht hatte, belohnen würde.

Genau siebenundneunzig Stunden später sollte mich statt einer knapp fünfzehn Zentimeter großen Eule das Geknatter eines Maschinengewehrs wecken. Noch vor Ende des Tages würde man in dem Dschungelgebiet an der Grenze zwischen Uganda und dem Kongo einunddreißig Leute gefangen genommen, sechzehn gekidnappt und

zehn umgebracht haben. An diesem Morgen jedoch, als ich die Eule hörte und mir vorstellte, wie ihr aufgeplustertes Gefieder bei jedem Ruf erzitterte, spürte ich wieder das Versprechen, das Afrika von jeher für mich dargestellt hat.

Dafür, dass der Februar am afrikanischen Äquator zur heißen Jahreszeit gehört, war es kalt. Nach sieben Wochen Safari war ich mittlerweile erschöpft. Ich rollte mich aus dem Bett, streifte mir ein paar Klamotten über und schlüpfte in die Sandalen mit den Sohlen aus Autoreifen. Dann griff ich nach meinem Fernglas und der Safarijacke und stolperte durch die offenen Klappen des Zeltes in die Dunkelheit heraus in Richtung Lagerfeuer und Kaffeeduft. Einen Moment hielt ich inne und lauschte noch einmal dem Ruf der Eule aus der Akazie, während aus dem knöchelhohen feuchten Gras die Kälte meine Beine hochkroch. Der Kaffee wärmte mir Hände und Magen, ich setzte mich vor das flackernde Feuer und beschloss, meine Reisegruppe noch etwas schlafen zu lassen. Rob Haubner und Susan Miller hatte ich schon ein paar Jahre zuvor während ihrer Flitterwochen auf einer Safari begleitet. Damals hatten sie praktisch keine Sekunde voneinander gelassen, als wären sie an Armen oder Beinen zusammengewachsen. Auch auf dieser Tour trennten sie sich kaum einmal. Sowohl Susan und Rob als auch Bob McLaurin und Susan Studd, das andere Paar meiner Reisegruppe, schliefen in Zelten mit Doppelbetten. Ich beneidete Rob und Susan, wenn ich mir vorstellte, wie sie verschlungen nebeneinander lagen, friedlich, voller Vertrauen, tief schlafend. Ich war zufrieden mit meinem Leben, aber manchmal fühlte ich mich in meiner ausschließlichen Liebe zu Afrika eben doch etwas einsam.

Unser Fahrer Emanuel begrüßte mich mit leiser Stimme, so wie es in Afrika üblich ist, selbst wenn etwas Dringendes ansteht. Wir sprachen kurz darüber, das Frühstück einzupacken und uns auf den Weg nach Norden zu den großen Felseninseln der Gol Kopjes zu machen, die sich über die ausgedehnten Ebenen der Serengeti erhoben. Sie waren wegen der Deckung, die sie boten, ein bevorzugtes Jagdrevier für Raubtiere. Dann verschwand Emanuel wieder in einem der Küchenzelte, und ich stand auf und goss wie immer den letzten Schluck Kaffee aus meinem Emaillebecher auf dem Boden aus.

Ich hasse es, Leute zu wecken. Ein, zwei Mal schlug ich mit der flachen Hand gegen die Wand des Zelts von Bob McLaurin und Susan Studd und wünschte ihnen einen guten Morgen. Bob brummelte: »Wir kommen gleich«, und ich machte mich auf den Weg zu dem anderen Zelt, das zwanzig Meter entfernt stand und Rob Haubner und Susan Miller gehörte. Es stand offen, und ich rief laut, dass es schon hell sei oder zumindest fast. Robs Antwort kam prompt und mit klarer Stimme, begleitet von Susans Grunzen, und ich kehrte zum lockenden Feuer zurück.

Vor genau einem Jahr hatten wir fünf uns an derselben Stelle befunden. Damals hatten uns die von El Niño verursachten Regenfälle vertrieben. Sie hatten es fast unmöglich gemacht zu fahren, und als wir es mit dem Flugzeug versuchten, hatten wir drei Anläufe gebraucht, um in die Luft zu kommen, da die Räder immer wieder im Schlamm stecken geblieben waren. Diese Safari hatte die Unbilden des letzten Jahres wieder wettgemacht: Erst gestern hatten wir den großartigen und zugleich schrecklichen Kampf zwischen zwei Hyänen und einem Weißschwanzgnu beobachtet. Das Gnu, dem bereits die Eingeweide aus dem aufgerissenen Bauch hingen, hatte seinen beiden Angreifern eine Dreiviertelstunde widerstanden, bis es schließlich erschöpft von den Hyänen getötet worden war. Bob McLaurin und Susan Studd hatten dem Kampf verständlicherweise nicht zusehen wollen und zur Weiterfahrt gedrängt. Zu guter Letzt hatten sie aber doch nachgegeben, und Rob, Susan Miller und ich hatten dieses einzigartige Erlebnis mit unseren Kameras festhalten können. Vielleicht hatten Susan und Bob ja Recht gehabt, aber der Biologe in mir hatte diese Aufnahmen einfach haben müssen, und wie die beiden anderen war ich vollkommen gefesselt gewesen von dem Lebenswillen und der Lebenskraft, die in diesem Kampf zum Ausdruck gekommen waren.

»Morgen, Mark«, ertönte es hinter mir. Erschrocken fuhr ich zusammen. Rob hatte sich von hinten angeschlichen und ließ sich nun neben mir auf einen Stuhl fallen. Er hatte einen Becher mit Kaffee in der Hand, und als er sich hinsetzte, blitzten seine Sandalen für einen Moment im Feuerschein auf. Er ließ sich in seiner ganzen Länge tief in den Stuhl sinken, und nur sein Dreitagebart, der im Feuer aufleucht-

tete, verriet, dass er nicht mehr so jung war, wie er auf den ersten Blick wirkte. Die Flammen züngelten nach oben. »Wunderschön«, sagte er, als er zu den kristallklaren Sternen hinaufsah, die Löcher in das Blau-schwarz des Himmels stachen.

Susan Miller strich mir mit der Hand über die Schultern, als sie an mir vorbeiging. Bei Rob angelangt, beugte sie sich nach vorne und ließ sich schlaftrig über ihn sinken. Sein Kaffee schwuppte über den Becher-rand, als sie ihn von hinten umarmte und ihren Kopf in seiner Hals-beuge verbarg. Er beschwerte sich nicht. Nach kurzer Zeit richtete sie sich wieder auf und setzte sich neben ihn. Rob holte ihr Kaffee.

Rob und Susan stammten beide aus Portland im Nordwesten der USA, hatten aber schon überall auf der Welt einmal ihre Zelte aufge-schlagen. Rob war von seinem Arbeitgeber Intel auf die Philippinen und nach Südostasien versetzt worden und hatte von da aus die gan-ze Dritte Welt bereist. Susan organisierte weltweit Multimedia-Kon-ferenzen und -Präsentationen; sie verkörperte in Reinkultur das, was man »soziale Kompetenz« nennt. Die beiden hatten im Zoo von Port-land geheiratet und 1997 ihre Flitterwochen – unsere erste gemein-same Safari – im Massai-Mara-Reservat verbracht.

Emanuel trat zu uns und erklärte mir auf Kisuaheli, dass Frühstück und Lunch im Laster verstaут seien und er auch für Kaffee, Tee und Wasser gesorgt habe. Alles war bereit.

Susan Studd hatte uns in aller Unschuld davor gewarnt, sie morgens in der ersten Stunde anzusprechen, egal ob sie schon Kaffee getrun-ken habe oder nicht. Und als die beiden ein paar Minuten später auf-tauchten und sich zu uns setzten, sagte keiner von uns auch nur Hallo. Titus, der Camp-Kellner, bot ihnen auf einem Silbertablett zwei der blauen Blechtassen mit Kaffee an. Der Dampf stieg zum sternenubersäten schwarzblauen Himmel auf und bildete im orange-farbenen Licht der Flammen kleine Wirbel, bevor er sich in der Dun-kelheit verlor.

Wir waren schweigsam, noch gar nicht ganz wach. Nur unwillig störte ich die Stille und bemerkte, dass wir uns vielleicht auf den Weg machen sollten, wenn wir bei Tagesanbruch in Naabi Hill sein woll-ten.

Emanuel saß am Steuer des Landrovers, den er schon seit zehn Jahren souverän durchs afrikanische Gelände steuerte und in dem wir schweigend die nächsten vierzig Minuten bis zum Posten des Parkwächters bei den Gol Kopjes verbrachten. Ich saß wie immer auf dem Dach, und der kalte Wind trieb mir unablässig Tränen in die Augen. Als ich ein Jahr später mit einer anderen Safarigruppe im Schlepptau zum Ngorongoro-Krater fuhr, sollten mir in Erinnerung an dieses Camp und die friedliche Morgendämmerung erneut die Tränen kommen.

Wir entdeckten eine Gepardin und folgten ihr mehr als zwei Stunden lang, bis sie ihre Beute gefasst hatte. Es dauerte eine weitere halbe Stunde, bevor sie die junge Thomson-Gazelle verschlungen hatte und wir uns an das Frühstück machen konnten, das Arthur, der Verwalter des Camps, für uns vorbereitet hatte. Da es noch früh war und wir immer noch froren, suchten wir uns einen sonnigen Platz auf einem Granitvorsprung, der wie ein Walrücken an die Oberfläche des Grasmeers brach. Rob und Susan saßen eng aneinander gedrängt auf der Erde und lehnten sich mit dem Rücken gegen den Felsen. Wir unterhielten uns über die Fotos, auf denen wir zu sehen hofften, wie der Gepard die Gazelle zur Strecke brachte, und kamen regelrecht ins Schwärmen, als wir uns die Bilder mit dem blutbefleckten Gesicht des Raubtieres vorstellten. Dieser Ort war nicht nur in geographischer Hinsicht Welten vom Leben Susans und Robs bei Intel in Portland entfernt. Die Gepardin hatte in der frühen Morgendämmerung einen Durchsetzungswillen bewiesen, der so gar nichts mit dem zu tun hatte, was der Wettbewerb auf dem Softwaremarkt oder das Leben in der Großstadt erforderte. Die Aufgaben, die das Leben hier stellte, waren elementarer und eindeutiger, auch wenn sie dem menschlichen Auge manchmal brutal erscheinen mochten. Ich glaube, Rob und Susan genossen es auch deswegen, hier zu sein – hier konnten sie die Dringlichkeiten des eigenen Lebens vergessen und den Pulsschlag der Natur spüren.

Um elf Uhr saßen wir wieder im Landrover und waren auf dem Weg Richtung Norden. Während einer Pause suchte ich mit meinem Fern-

glas die Umgebung ab und entdeckte in einer Entfernung von drei Kilometern ein paar Löwen. Sie befanden sich zwar am Fuße eines kleinen Hügels, waren aber mit ihrem tiefgelben Fell deutlich im kurzen grünen Gras zu erkennen. Je näher wir kamen, desto mehr Junge konnten wir ausmachen, und schließlich war vor unseren Augen das Rudel auf stolze sechzehn Tiere angewachsen. Bei ihnen würden wir unseren Lunch einnehmen.

Anderthalb Stunden lang beobachteten wir die Löwen und machten Fotos. Die Löwenjungen tollten in der zunehmenden Hitze herum und gingen auf alles los, was sich bewegte, und auch auf vieles, was sich nicht bewegte. Selbst in der Enge des Landrovers verging die Zeit wie im Flug, und es war bereits halb drei, als wir zu einer Gruppe von Feigenbäumen fuhren, die in einiger Entfernung an der Westseite einer Felsformation standen. Da die Ebene offen vor uns lag und sich fast zwanzig Kilometer in jede Richtung überblicken ließ, konnten wir hier sicher und in aller Ruhe Pause machen. Ich suchte die Felsen nach Verstecken von Raubtieren ab. Dann stiegen alle aus, nahmen die Sitzkissen aus dem Auto, und wir ließen uns, Löwinnen gleich, mit einem Seufzen auf dem Boden nieder. Wie ein grünes, von weißen Balken gestütztes Dach spendeten uns die großen Blätter eines Feigenbaums Schatten.

Ich hatte mich auf den Rücken gelegt; in dieser Haltung würde ich nicht wegämmern. Zufrieden stellte ich fest, dass es sich die vier aus meiner Reisegruppe auf der blanken Erde bequem gemacht hatten und bald darauf eingeschlafen waren. Über mir segelten die allgegenwärtigen Raubvögel durch das endlose Blau, das sich über ein ebenso endloses Grün erstreckte. In Afrika wartet immer irgendwo ein Räuber auf seine Beute.

Unser Tag wurde durch ein paar Löwenjungen, die wir an den Simba Kopjes beobachteten, und einen atemberaubenden Sonnenuntergang über dem Moru-Gebirge abgerundet. Zurück im Camp, gönnten wir uns eine Dusche beim Licht der Laternen und versammelten uns dann müde und schweigend um das Feuer. Es war wieder eine wunderschö-

ne Nacht; die paar Wolken, die wir in der nachmittäglichen Hitze gesehen hatten, waren mit der Sonne im Westen verschwunden. Über uns strahlte Jupiter in seiner ganzen Pracht, während Venus über den westlichen Nachthimmel herrschte.

Ich hatte meine Mitarbeiter gebeten, den langen Esstisch mit der Leinentischdecke aus dem Speisezelt zu holen, sodass wir unter dem Sternenhimmel essen konnten. Von den Kerzen, die wir vor der leichten Brise unter Glasstärzen geschützt hatten, blitzten winzige Lichter, die von dem Silber und den Gläsern zurückgeworfen wurden.

Ich weiß nicht mehr, welche Suppe wir gegessen haben, Erdnuss vielleicht, und auch an das Hauptgericht erinnere ich mich nicht, Grillhähnchen möglicherweise oder Beef Wellington. Aber die Gesichter bei Tisch sehe ich noch genau vor mir. Nach den neun Tagen unter der Äquatorsonne erglühten im Kerzenlicht alle in verschiedenen Schattierungen eines gesunden Brauns und Rots – besonders Susan Miller strahlte, was aber vielleicht auch von ihrem breiten Lächeln und dem leisen gutturalen Lachen herrührte. Susan Studd stand diese Tageszeit ebenfalls gut. Die düstere Spannung, die morgens auf ihrem Gesicht gelegen hatte, war schon lange vom Wind der Serengeti weggefegt worden. »Ich bin froh, dass wir nicht den Katzentisch bekommen haben«, bemerkte sie trocken. »Schon allein die Aussicht hier!« Um ihren Mund spielte ein leichtes Lächeln. Rob grinste nur.

Nachdem die beiden Paare müde eine gute Nacht gewünscht hatten und Arm in Arm zu ihren Zelten gegangen waren, saß ich noch allein am Feuer, schlaftrig und froh, das Meine dazu getan zu haben, dass der Tag rundum gelungen war. Aus der Ferne hörte ich unsere Helfer leise miteinander plaudern, während sie das Geschirr spülten und das Küchenzelt aufräumten. Seit unserer Ankunft waren jede Nacht Hyänen, Leoparden und Ginsterkatzen um das Lager geschlichen. Das bisschen, das sie stibitzt hatten, war nur ein kleiner Preis, den wir ohne weiteres für ihre Anwesenheit zu zahlen bereit waren. Aber morgen würden wir die Serengeti verlassen, und deshalb machte sich die Crew schon mal ans Packen. In der Früh würden alle acht Hand anlegen und die riesigen Zelte mit den stählernen Rahmen und die dazugehörigen Duschkabinen abbauen, alles einpacken und im Laster verstauen.

Irgendwann konnte ich schließlich kaum noch die Augen offen halten, stand auf und machte mich auf den Weg zu meinem Zelt. Meine feste Matratze und das flache Kissen waren ganz kalt, und ich trat ein paar Mal auf der Stelle, bevor ich mich hinlegte und auf den Bauch drehte. Eine Weile noch lauschte ich, ob Löwen in der Nähe waren, aber es waren nur die Hyänen vom westlichen Ende des Sees zu hören, die sich wieder zu einem Raubzug auf der nächtlichen Ebene zusammenriefen.

26. Februar 1999, fünf Uhr dreißig

Das Gebrüll der Löwen musste mich geweckt haben. Offenbar waren sie in der Nacht näher herangekommen und waren jetzt nordwestlich von uns, irgendwo in dem bewaldeten Gelände. Ich ließ mich wieder zurücksinken, an diesem Morgen musste ich ja niemanden in aller Frühe wecken. Wir mussten nur frühstücken, packen, das Flugzeug besteigen und Richtung Nordwesten nach Kisumu in Kenia fliegen, möglicherweise über die Löwen hinweg, die ich im Moment hörte. An der Grenze in Kisumu wartete der übliche Papierkram für die Einreise auf uns, und dann wollten wir uns auf eine zwanzigminütige Flugreise nach Südwesten machen, zu der von den warmen und klaren Wellen des Viktoriasees umspülten Insel Rusinga.

Auch nach der zweiten Tasse Kaffee war ich immer noch der einzige Weisse, der schon wach war, und so ging ich zu der Piste, die hinter dem Lager vorbeiführte. Schon in meiner Kindheit in Illinois war ich gerne draußen gewesen. Mit meinem Hund Tumbleweed verbrachte ich endlose Stunden im Wald. Oft kamen wir erst bei Einbruch der Nacht nach Hause. Noch heute lese ich gerne »die Morgenzeitung« – jene Spuren und Zeichen, die die bei Nacht umherziehenden Tiere hinterlassen. Der hiesige Boden, der vor allem aus der feinen, von den Vulkanen im Osten hergewehten Asche besteht, lässt auch die feinste Spur so deutlich erkennen, als habe ein Künstler eine Lithographie in die Erde gekratzt.

Kurz nach einem Leoparden waren eine Weißschwanzmanguste

und ein Honigdachs vorbeigekommen. Um einiges später, als der Tau schon gefallen war, hatten die Löwen die Nähe unseres Camps aufgesucht. Nur drei der Löwen hatten die Piste benutzt, die anderen hatten lieber den Weg über das kurze, von den Gnus niedergetrampelte Gras nördlich der Reifenspuren genommen. Schon tagsüber gibt es hier keinen Stillstand, dachte ich; Leben und Tod, der Übergang der Kraft des einen Wesens auf ein anderes, sind hier stets gegenwärtig. Aber die Nächte sind noch sehr viel geschäftiger und gefährlicher.

»Hey, Mark, kannst du die Löwen nicht dazu bringen, endlich mal Ruhe zu geben?«, rief Susan Miller vom Lagerfeuer her. Sie knuffte Rob in die Seite, und ich musste grinsen, als sie Emanuel wegen seines Fahrstils am gestrigen Tag aufzog. »Du musst durch jedes Erdferkelloch zwischen dem Camp und dem Gol-Gebirge gefahren sein, Emanuel. Durch manche sogar zwei Mal.« Sie kippte mir den Kaffeesatz aus ihrer Tasse vor die Füße, als ich mich neben sie stellte.

»Es ist wohl an der Zeit, dass sie in eine neue Umgebung kommt«, stellte Rob fest.

»Wenn sie immer so ist«, antwortete ich, »würde ich sie, glaub ich, nicht mit auf Reisen nehmen.«

Susan tat so, als hätte sie uns nicht gehört, und ging zum Frühstückstisch. »Ich fang schon mal an«, sagte sie und setzte sich.

Eine Stunde später zogen wir eine Staubwolke hinter uns her, als wir langsam in Richtung der unbefestigten Startbahn fuhren, wo ich mein leuchtend blau und grün gestrichenes Flugzeug stehen gelassen hatte. Auf dem Weg dorthin fuhren wir um den See und hielten ein letztes Mal an der Höhle der Löffelhunde an. »Auf Wiedersehen, ihr kleinen Hunde!«, rief Susan Studd, und beim Klang ihrer Stimme wandten uns die Tiere ihre spitzen Gesichter zu. Während der ganzen Zeit, die wir hier verbracht hatten, waren wir morgens und abends, manchmal sogar in der Mittagszeit, an ihrer Höhle vorbeigekommen. Sie mussten mittlerweile unser Auto, unsere Stimmen, möglicherweise sogar unseren Geruch kennen, hatten daher auch keine Angst mehr und liefen nicht vor uns weg.

Nachdem wir eine Stunde geflogen waren, sahen wir den Viktoriasee, der sich wie ein im Landesinneren gefangenes Meer unter uns ausbreitete. Jenseits seiner fleckig silbern schimmernden Oberfläche lagen Uganda und der Impenetrable Forest – der unergründliche Wald –, der seinen Namen zu Recht trägt. Das grelle Grün von Rusinga erhob sich nur wenig über die Wellenkämme. Als ich das Flugzeug über die linke Tragfläche kippte und in einem flachen Bogen nach Süden steuerte, sah ich eine Dhau-Flotte, die von der Insel Mfangano auf Rusinga zusegelte. Die geblähten Segel trieben die schwarzen schlanken Rümpfe rasch nach Norden.

In Sekunden hatten wir die Insel überflogen und befanden uns wieder über offenem Gewässer. Ich flog noch eine Kurve und richtete meinen Kurs an der schmalen Landebahn aus, die geradewegs auf das Tor der kleinen Farm zulief, die uns auf Rusinga beherbergen würde. Ich drosselte die Geschwindigkeit und setzte die Landeklappen auf zwanzig Grad. Am südlichen Ende der Landebahn konnte ich eine Herde von grasenden Vierbeinern ausmachen. Da die Landebahn lang genug war, entschloss ich mich, hinter der Herde zu landen, statt noch einmal eine Platzrunde zu fliegen.

»Sag mal, willst du etwa im Wasser landen, Mark? Ich hab keine Gummistiefel an!«, rief Susan Studd über die Bordsprechanlage vom Rücksitz, der ihr Lieblingsplatz war. Sie konnte nichts als Wasser unter sich sehen.

»Weiß noch nicht, Susan«, rief ich zurück. »Muss ich mir noch überlegen.«

Ein Hirte beobachtete, wie unser Flugzeug herunterkam, und vergaß dabei völlig, auf seine Herde zu achten. Es mussten Schafe sein; Ziegen sind schlau genug wegzulaufen, während sich Schafe nur zusammenrotten und auf den nahen Tod warten. Und tatsächlich, die Tiere liefen mitten auf der Landebahn zusammen und verschwanden dann unter der Nase des Flugzeugs, als wir über sie hinwegschossen.

Beim Landen berührte das Flugzeug das Gras nur so leicht, dass man das Aufsetzen kaum spürte. Ich griff hinüber zum Landeklappenhebel und brachte ihn in die Ausgangsstellung zurück, dann klemmte ich mir den Steuerknüppel gegen den Bauch und öffnete das